Morgen-Ausgabe B.

Bezugs-Preis

Für Leipzig und Vororte durch unsere Träger und Spediteure ins Haus gebracht:
Ausgabe A (nur morgens) vierteljährlich 3 M., monatlich 1 M.
Ausgabe B (morgens und abends) vierteljährlich 4.50 M., monatlich 1.50 M.
Durch die Post zu beziehen:
(2 mal täglich) vierteljährlich Deutschland und die deutschen Kolonien vierteljährlich 5.25 M., monatlich 1.75 M. ausschließlich Postbestellgeld, für Oesterreich 9 K 46 h. Ungarn 8 K vierteljährlich. Ferner in Belgien, Dänemark, den Donaustaaten, Frankreich, Italien, Luxemburg, Niederlande, Norwegen, Rußland, Schweden, Schweiz und Spanien. In allen übrigen Staaten nur direkt durch die Expedition d. Bl. erhältlich.
Abonnement-Annahme: Augustusplatz 8, bei unseren Trägern, Filialen, Spediteuren und Annahmestellen, sowie Postämtern und Briefträgern.
Die einzelne Nummer kostet 10 Pfg.
Redaktion und Expedition: Johannisgasse 8.
Telephon Nr. 14692, Nr. 14693, Nr. 14694.

Leipziger Tageblatt
und Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis

Für Inserate aus Leipzig und Umgebung die 6gespaltene Petitzeile 25 Pf., finanzielle Anzeigen 30 Pf., Reklamen 1 M.; von auswärts 30 Pf., Reklamen 1.20 M.; vom Ausland 50 Pf., finanz. Anzeigen 75 Pf., Reklamen 1.50 M.
Inserate v. Behörden im amtlichen Teil 40 Pf. Beilagegebühr 5 M. p. Tausend exkl. Postgebühr. Geschäftsanzeigen an bevorzugter Stelle im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif. Festerteilte Aufträge können nicht zurückgezogen werden. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Gewähr übernommen.
Anzeigen-Annahme: Augustusplatz 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.
Haupt-Filiale Berlin: Carl Duncker, Herzogl. Bayr. Hofbuchhandlung, Lützowstraße 10. (Telephon VI, Nr. 4603).

Nr. 46. Sonntag 16. Februar 1908. 102. Jahrgang.

Das Wichtigste vom Tage.

* Die Ostmarkenkommission des Herrenhauses nahm definitiv in der zweiten Lesung mit 14 gegen 11 Stimmen die Ostmarkenvorlage nach ihren Beschlüssen in der ersten Lesung an. (S. Letzte Dep.)

* Die Lehrer der beiden Münchner Hochschulen richteten eine Sympathieadresse an Professor Schnitzer. (S. Dschts. R.)

* Durch einen Brand im Fernsprechsaal des Leipziger Hauptpostamtes wurde gestern abend auf mehrere Stunden der Fernsprechverkehr erschwert. (S. Lpzg. Ang.)

* Der Gegensultan Muley Hafid hat an das diplomatische Korps in Tanger einen Protest gegen die Einmischung fremder Mächte in die innermarokkanischen Angelegenheiten gerichtet. (S. Ausl.)

* Nunmehr hat auch die ungarische Delegation den Okkupationskredit genehmigt und ihre Vorlagen aufgearbeitet.

Bekenner und Drückeberger.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann, dem Lehrer der katholischen Dogmengeschichte und Pädagogik an der Münchner Universität Schnitzer, der nicht nur ein Professor, sondern auch ein Konfessor, nicht nur ein Kenner, sondern ein Bekenner sein will. Zwar ob er standhaft bleiben wird, weiß man noch nicht. Auch Schell verkündete einst seinen Zuhörern die Botschaft von der Treue gegen sich selbst und gegen die eigene Ueberzeugung, und wenige Tage darauf hatte er sich unterworfen.

Was im Jahre 1907 geschehen ist, bleibt beschämend für uns alle. Im ersten Teile des Jahres schien die Flut der freiheitlichen Bewegung innerhalb des Katholizismus fast noch im Steigen. Der Würzburger Katholikentag brachte neben der Auslegung des Präsidenten Fehrenbach, daß der Forscher zwar forschen dürfe, daß aber das Lehramt zu entscheiden habe, doch auch noch manche freiheitliche Kundgebungen. Dann aber kam das Rundschreiben des Papstes gegen die Modernisten. Nun mag in manchem stillen Gelehrtenzimmer von Straßburg, München, Würzburg und Münster ein innerer Kampf entbrannt sein. Die „Reformkatholiken" werden emsig gesucht haben, ob die Enzyklika nicht Maschen enthalte, durch die man sein Gewissen hindurch ins Freie retten könne. So hat man denn gesagt, die dort verdammten Lehren seien eigentlich in Deutschland nicht vertreten; die Enzyklika richte sich eigentlich nur gegen italienische und französische Theologen. Das war eine trügerische Ausflucht. Aber man klammerte sich an die Ausflucht, um in sich den Wahn aufrecht zu erhalten die neuen Bahnen zum Fortschritt, zur Wahrheit, zur Versöhnung von Kultur und Kirche weiter wandeln zu können. Daß es ein Wahn war, werden die Reformkatholiken inzwischen wohl erkannt haben.

Und nun ziemt es sich nicht mehr, vor dem Beschämenden der Situation das Gefühl zu verschließen. Im 20. Jahrhundert pariert ein Drittel der deutschen Bevölkerung noch immer auf einen Wink Roms! Wie Rom gebeut, so geschieht es! Nicht in gleichgültigen Fragen, in Aeußerlichkeiten, wird diese Gewalt geübt, sondern in den Kernfragen des Menschenlebens: den religiösen.

Und doch liegen auf der andern Seite die Dinge nicht so, daß wir nun in Ueberhebung oder Mitleid auf die deutsche katholische Welt herabsehen dürfen. Es ist ganz richtig, wenn jetzt in liberalen Zeitungen offen ausgesprochen wird: wer von den Katholiken Freiheit und Ueberzeugungstreue wolle, der müsse die Kirche verlassen. Zu klar ist es geworden, daß dort nicht Freiheit herrscht, sondern Unterwerfung. Das ist keine Beleidigung des Katholizismus, sondern eine der höchsten katholischen Autorität folgende Wesensbestimmung. Aber ein gerechtes, vollständiges Urteil über die Lage des Katholizismus ist es nicht, weil der Vergleich fehlt. Deshalb hat vieles von dem, was über die Niederwerfung des Modernismus geschrieben wird, fast gar keinen Gesinnungswert. Unsere katholischen Volksgenossen haben ein Recht darauf, daß wir uns bemühen, gegen ihr Verhalten und gegen ihre Zustände gerecht zu sein. Diese Gerechtigkeit sollte immer geübt werden. Sie macht sich ganz bestimmt belohnt.

Und da ist die erste sich aufdrängende Tatsache, daß der Ueberzeugungszwang in seiner schärfsten Form nur gegen die Angestellten der Kirche geübt wird. Was die katholischen Kollegen des Professors Schnitzer aus den medizinischen, philosophischen oder juristischen Fakultäten sagen, kümmert Rom nicht in gleichem Grade. Die Redakteure der liberalen Zeitungen, die Satiriker des „Simplizissimus" und des „Klobderadatsch" können Katholiken sein — die läßt die Kirche unbehelligt. Sie haben fast dieselbe Freiheit wie die protestantischen Laien. Nur wer zur Beichte geht, setzt sich dort der Gefahr aus, daß ihm die Absolution verweigert wird. Zwar kann durch Familie, durch soziale und wirtschaftliche Umstände, namentlich in engen Verhältnissen und auf dem Lande, ein Druck ausgeübt werden, aber der protestantische Laie untersteht unter ähnlichen Verhältnissen einem ähnlichen Drucke, wenn er auch dem Grade nach schwächer sein mag. So muß es der Protestant verstehen, wenn der katholische Laie, namentlich der in einer Großstadt lebende, sich ziemlich ebenso frei fühlt wie der protestantische.

Wenn man nun aber an den Kern der Sache näher herangeht und sich fragt, wie denn die Disziplin, die über die Kirchendiener ausgeübt wird, zu beurteilen sei, so wird man des Anspruchs, vorurteilslos zu sein, ledig, wenn man nicht zwei Tatsachen zugibt: daß auch die protestantische Kirche diese Disziplin kennt und daß sie nicht ganz unsinnig ist. Man stochert nur von außen an diesen Dingen herum und dringt nicht in sie ein, wenn man das nicht frank und frei anerkennt. Eine Gemeinschaft pflegt auf Satzungen aufgebaut zu sein, und den Organen dieser Gemeinschaft wird zur Pflicht gemacht, diese Satzungen einzuhalten. Die Behörden der großen protestantischen Landeskirchen stehen vielfach auf dem Standpunkte, daß die Bekenntnisschriften des 16. Jahrhunderts zu den rechtsgültigen Satzungen der protestantischen Kirchengemeinschaft gehören, und messen daran den Glauben angestellter oder anzustellender Pastoren. Die Katholiken können sich mit Recht auf die Fälle Fischer, Römer, Cäsar berufen, um zu beweisen, daß auch die protestantische Kirche Glaubensnachprüfungen kennt. Auch die protestantischen Theologielehrer an den Universitäten sind oft unter die Lupe genommen worden, und man hat der Orthodoxie vom Staat aus manche Konzessionen gemacht.

Auch die Synagoge kennt die Glaubensdisziplin. Und die freireligiösen oder monistischen Gemeinschaften — werden sie sich im Prinzip anders verhalten? Werden sie einen „Sprecher" oder Prediger ruhig gewähren lassen, der sich von monistischen — sagen wir einmal: zu orthodox-katholischen Glaubensansichten fortentwickelt hat? Die Voraussetzung der Bestallung des Sprechers war seine Uebereinstimmung mit den Grundanschauungen der Gemeinde; fällt diese Uebereinstimmung weg, so kann und muß unter Umständen eine Revision des Verhältnisses vorgenommen werden.

Dazu kommt, daß die beiden großen Kirchen, die protestantische und die katholische, mit ihren Wurzeln an geheimnisvolle Lebensnerven des deutschen Volkes rühren. Deshalb ist das Interesse an Vorgängen in diesen Kirchen viel größer als bei den anderen kleinen religiösen Gemeinschaften. Und vor allem darf nicht die enge Verbindung dieser beiden großen Kirchengemeinschaften mit dem Staat vergessen werden. Der ganze Staatsapparat ruft zur Kirche, und diese Rufe verhallen nicht ungehört; sie erreichen zum großen Teil ihren Zweck. Daher erschüttern ernste Ereignisse in den Kirchen das Staatsleben und Staatswesen bis in die Grundfesten. Das wäre nicht der Fall, wenn die Kirchen freiwillige Organisationen wären wie die freireligiösen Gemeinden oder die monistischen Vereine. Immer und immer wieder wird wohl der Gedanke auftauchen, um die Erschütterungen und den Zwiespalt der feindlichen Staatskirchen (der Kürze wegen sei dieser Ausdruck gestattet) zu beseitigen oder wenigstens nicht auf den Bestand des Staates übergreifen zu lassen, die Kirchen organisatorisch auf den Fuß freiwilliger Organisationen zu stellen. In ähnliche Richtung weist der früher von Prof. Hans Delbrück gegebene Rat, den Ereignissen auf katholisch-klerikaler Seite nicht zu viel Beachtung zu schenken. Es steckt zweifellos etwas Richtiges darin. Manche Heroen unserer Geisteskultur würden ihrem inneren Wesen nach wohl der Meinung zuneigen, daß es unwürdig freier Geister sei, sich darum zu kümmern, was in den mehr oder weniger rückständigen Fakultäten einer rückständigen Kirche gelehrt oder nicht gelehrt wird.

Aber jene hochgemute Auffassung hat eine andere Staatsauffassung zur Voraussetzung, als wir heute haben. Sie konnte wohl am besten im Schatten des aufgeklärten Absolutismus gedeihen, in einer Zeit, wo die höchste Bildungsschicht zugleich die herrschende Klasse war oder umgekehrt die Herrschenden mit der höchsten Bildung durchtränkt waren. Das ist durch die Entwicklung zu demokratischeren Staatsgebilden anders geworden. Die katholische Kirche als Volksmacht hat durch den demokratischen Ausbau des Staates außerordentlich viel an Macht gewonnen. Das allgemeine Stimmrecht ist in Deutschland eine Stütze des Klerikalismus geworden. Es ist das Bleigewicht geworden, das sich an den deutschen Geistesflug hängt; diese Nebenwirkung müssen die Freunde des allgemeinen gleichen Wahlrechts rundweg zugestehen; sie müssen um so mehr Aufklärungsarbeit von sich aus leisten.

Wir wollen einstweilen versuchen, den geistigen Maßstab der Goetheschen Zeit auch für die Beurteilung des 19. und 20. Jahrhunderts festzuhalten. Unter diesem Maßstabe kann, wir wiederholen es, das Lebenswerk von Schell in Würzburg und das bisherige Werk von Schnitzer in München nicht als Großtat erscheinen. Aber doch müssen wir uns auch als Einzelpersonen hüten, auf diese Männer herabzusehen. Wer von uns hat Ähnliches auf sich genommen? Wer von uns hat in Gewissensfragen gekämpft gegen Umgebung, gegen gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen, dazu gegen eine gehässige Oeffentlichkeit? Wir wollen die katholischen Bekenner achten, denn das neue Deutsche Reich ist nicht reich an Bekennern. Es ist das eine eigentümliche Erscheinung: es reiht sich heute nicht gern einer aus der Gemeinschaft, in die er gestellt ist. Das soziale Empfinden scheint das individuelle Bewußtsein, ja sogar das Gewissen zu übertönen. Die Unbequemlichkeit und die Aufregung, die mit dem Kampf gegen alte überkommene Institutionen verbunden sind, werden gescheut. Und dabei sind die Unbequemlichkeiten gar nicht besonders groß. Ist etwa Professor Schnitzer in München bisher zum Märtyrer geworden? Märtyrer ist doch wohl etwas anderes. Um seiner Ueberzeugung willen das zu werden, was man früher Märtyrer nannte, ist heute schwer. Stände Tod und Gefangenschaft auf Ueberzeugungs- und Gewissenstreue — wir dürfen glauben, die Blutzeugen würden sich drängen, wie den Zeiten des ersten Christentums und der Reformation. Es gibt Leute, die, wenn ein kühles Lüftchen weht, ängstlich den Mantelkragen aufschlagen, um sich nicht zu erkälten, und die doch im Kugelregen eine völlige Nichtachtung ihres Lebens zeigen. Diese Eigentümlichkeit scheint sehr vielen der modernen Menschen im Blut zu liegen.

Herr Bueck und die Arbeitgeberverbände.

Sollen Arbeitgeberverbände unter sich in der Gewinnung von Mitgliedern konkurrieren? Zur Beantwortung dieser Frage wird uns aus industriellen Kreisen geschrieben: Die Frage wirft sich auf angesichts der von Herrn Bueck, dem Geschäftsführer der Hauptstelle deutscher Arbeitgeberverbände, gegen die Organisationsbestrebungen anderer der Hauptstelle nicht angeschlossener Verbände neuerdings geführten Kämpfe. Auf den ersten Blick möchte man die Frage in verneinendem Sinne beantworten. Denn die Einigkeit unter den Arbeitgeberverbänden muß für die Arbeiterklasse als unerläßlich und unantastbar angesehen werden. Dieser Standpunkt ist bisher auch zwischen den einzelnen Arbeitgeberverbänden als maßgebend betrachtet worden. Herr Bueck hat diesen Standpunkt verlassen. Als zum Beispiel die deutsche Glasindustrie sich zu einem einzigen großen Arbeitgeberbund zusammenschließen wollte, hat er die darauf gerichteten Bestrebungen bekämpft. Und neuerdings glaubt er die Bemühungen einer großen sächsischen Arbeitgebervereinigung, alle die vielen bisher unorganisiert gebliebenen kleinen Industriezweige zu organisieren, vom reinen Konkurrentenstandpunkt aus behandeln und bekämpfen zu müssen. Es wird hierdurch die Frage aufgerollt, ob die bisherige vornehme Zurückhaltung der angegriffenen Arbeitgeberverbände wirklich am Platze ist. Der Kampf des Herrn Bueck wird nur verständlich, wenn man erkennt, daß sich im Laufe der langen Zeit, in der ihm die Vertretung der Interessen der deutschen Industrie anvertraut war, in ihm die Ueberzeugung herausgebildet hat, daß diese Vertretung ausschließlich sein Privileg wäre. Mit einer unzugänglichen Hartnäckigkeit, die neue Gesichtspunkte und neue Bestrebungen auf von altersher vertrautem Gebiete, auf der sie unter anderen Verhältnissen Erfolge erzielt hat, nicht gelten lassen will, sucht Herr Bueck sein vermeintliches Privileg zu wahren. In der Zeit, in der Herr Bueck bei der Vertretung der Interessen der deutschen Industriellen keinen Mann von Bedeutung neben sich sah, ist es der deutschen Arbeiterschaft ohne irgendwelche nennenswerte Gegenwehr der Industriellen gelungen, in den Gewerkschaften eine Organisation aufzubauen, die mit ihrer Jahreseinnahme von 45 Millionen Mark jede Organisation der deutschen Arbeitgeber weit in den Schatten stellt. Hier ist nun die Frage berechtigt, ob diese Tatsache möglich gewesen wäre, wenn an der Spitze der stärksten Organisation der deutschen Industriellen ein Mann gestanden hätte, der die Sachlage mit richtigem Blick sofort erkannt und darnach gehandelt hätte. Dem mag nun sein, wie ihm wolle: klar liegt es jedenfalls, daß ein Mann, dem eine richtige Stellungnahme zu der Arbeiterfrage aus eigener Initiative nicht gelungen ist, nicht den Anspruch an die deutsche Arbeitgeberschaft stellen kann, ihr Heil einzig und allein ihm anzuvertrauen. Der bemerkenswerteste Unterschied zwischen den Arbeitgeberverbänden alten Stils, wie sie sich vielfach in den von Herrn Bueck geleiteten Zentralverband deutscher Industrieller charakterisieren, und den modernen Arbeitgeberverbänden besteht vornehmlich darin, daß bei ersterem die Spitze, welche von einigen angesehenen, meist auch einer früheren Epoche angehörenden Männern gebildet wird, fast ohne Zusammenhang mit dem abseits stehenden Kreise der Mitglieder bleibt, während in den anderen vornehmlich das Gefühl der Solidarität in beständigem, engstem Zusammenarbeiten aller Mitglieder gepflegt und gestärkt wird. Nur von der gekennzeichneten Verfassung der dem Zentralverband angeschlossenen Verbände aus wird es beispielsweise erklärlich, daß Herr Bueck — doch sicher im Gegensatz von neun Zehntel der von ihm vertretenen Industriellen — seinen bekannten, den Kolonialsyndikaten günstigen Standpunkt in der Kohlenfrage einnehmen kann. Und noch eins! Herr Bueck ist bekanntlich Syndikus des Kartells der Feuerversicherungsgesellschaften, unter dessen Macht die von den dagegen ohnmächtigen Industriellen zu zahlreichen Prämien unaufhörlich in die Höhe geschraubt worden sind. Die Versicherungsgesellschaften haben durch die kluge, dabei jedenfalls mit großen Opfern verbundene Wahl des Herrn Bueck, des hauptsächlichsten Vertreters der Interessen der deutschen Industriellen, den Beweis der vorzüglichsten Taktik geliefert. Aber man muß sich fragen, würde eine solche Kurzsichtigkeit, wie sie dabei die dem Zentralverband deutscher Industrieller angeschlossenen Verbände zeigen müssen, in einem modernen Verbande auch nur denkbar sein? Mit verblüffender Deutlichkeit tritt hier zutage, daß die Mitglieder jener Verbände entweder in völliger Unkenntnis der Zwitterstellung des Geschäftsführers des Zentralverbandes oder ohne jeden Einfluß auf ihn sind. Die deutsche Arbeitgeberschaft kann aber jetzt nur dann den schweren Kampf gegen ihre mächtigen Gegner erfolgreich führen, wenn sie gleich anderen Berufsständen die Bestimmung ihrer Geschicke selbst in die Hand nimmt, wie dies in den von Herrn Bueck bekämpften Verbänden der Fall ist. Von diesem Gesichtspunkte aus würde es nur freudig zu begrüßen sein, wenn auch die auf moderner Grundlage errichteten Arbeitgeberverbände aus ihrer bisherigen Zurückhaltung hervorträten und ihren den neuzeitlichen Verhältnissen und Bedürfnissen angepaßten Bestrebungen, Mitglieder auf Kosten der veralteten Verbände zuführten.

Bälle.

**** Berlin, 14. Februar.*

Plakatträger in bunten Trachten und mit ungeheuren Tafeln, groteske Renaissancefiguren mit Kniehosen und Riesenhüten, die nicht stilecht sind, gehen in diesen Tagen durch die Stadt, stehen in den offenen Torfügeln aller Ballrestaurants, lachen mit maschiniertem Köcheln jeden Passanten an, unter dessen Paletot sie einen Frack vermuten, und mahnen eindringlich, daß das junge Jahr jetzt ein paar Wochen lang zu Scherzen geneigt ist. Berlin hat nicht das laute, karnevalistische Straßentreiben Kölns, auch der ausgelassene Trubel Münchens fehlt, aber man muß nur einmal einen Blick in die Zeitungen, wo die Ballberichte die Spalten beherrschen, auf die unabsehbaren Anzeigen der Anschlagsäulen werfen, um beiläufig zu ermessen, wo man jetzt in Berlin, wie man jetzt in Berlin und was alles tanzt. Auf Halensee muß man nicht besonders Rücksicht nehmen; dort tanzen die kleinen Mädchen, die nicht immer süß sind, aber doch immer die Kavaliere eines Abends finden, das ganze Jahr. Man hat dort Sommerbälle, wie Winterbälle — höchstens, daß der Fasching den Eifer nur noch ein wenig erhöht. Aber die ganze Stadt haben die Harlekinaden jetzt gepackt. Die vornehmen, intimen Hausbälle lösen die großen Bälle der Repräsentation ab, die großen Bälle verblassen hinter den Maskeraden. Und man schafft sich kostbare Dominos an, um wohltätig zu sein, wie man ja auch auf gewöhnliche Art tanzt, um human zu wirken: nur die Ehrlichen, die nichts weiter wollen als ihren Jux, laufen zum Maskenverleiher und pumpen für ein paar Groschen ein Grandseigneurkostüm unmöglicher Farben, Zuckerhutbarett und Gesichtsvermummung mit Habichtsnase, womit man sicherlich der Donna im Vorstadtdrehsaal imponieren wird, noch ehe man sie zu Weibe, Bock und Stalle lädt . . .

Die feinen Leute machen keinen Radau. Man trifft sie auf Redouten. Einmal hat in Wien — das ist schon lange her, singt Monheer von Bett — die alte Pauline Metternich, der festlustigen Eugenie Freundin, die in Paris als Gamin auf den Omnibus stieg, dann die Festivität an der Donau wieder aufnahm und jetzt Palma Bechios Frauenreize nicht ohne Erröten in den Schaufenstern betrachten kann, einmal hat sie, als sie selbst noch viel betrachten lassen konnte, die blauen, die roten und die weißen Redouten gebracht, die zu dem Pariser Gassenbubenruhm den gelassenen Patronessenehrgeiz fügten. Berlin kommt mit der Grazie immer ein wenig später: nun hat auch Berlin die „weiße Redoute", die Redouten der Farben entdeckt. Und schon beginnen sie mit der gleichen Hast, die überall das wilde Tempo dieser Riesenstadt zeigt, einander zu jagen. Nach der weißen Redoute, die Monsieur Zickel im „Lustspielhaus" gab, folgt rasch die Revolutionsredoute der Sezession. Rot wird sie sein, rot wie einst das Blut, das der arme Capet mit einigen Untertanen vergoß. Und die Ankündigung hält jeder gern zunächst für das bekannte Tuch, das gewisse Tiere zur Tollheit reizt. Wer aber näher zusieht, der bemerkt auf blutigem Grund das zierliche Fräulein Marianne, das zwischen Schwert und Fackel, mit dem Richtbeil in einladender Hand, Bürgern und Bürgerinnen durch den Wohlfahrtsausschuß verkündet, daß die „Schreckensherrschaft der Maler beginnt: Bürger, Damen der Halle, stellenlose Napoleons, Dandies und Werbandys, Mit- und Ohnehosen, Pompadours, Marquisen und Rouleaux, Kritiker, Emporkömmlinge, Maria Antoinetten, Göttinnen der Vernunft und der Unterhaltung, Soldaten, Pointilisten, Van Goghe, Cézannisten, Emigranten, Maltanten, Louis Seize, Jakobiner, Augustiner, Spatenbräu, mit einem Wort Revolutionsbeliffene: kommt alle und helft uns die Stange der Freiheit aufzupflanzen." Und man freut sich, daß man nicht in Rußland lebt. Vielleicht könnte man von dort ganz richtig nach Sibirien abmarschieren, nur weil man plötzlich mit dem roten Zettel erwischt würde, der mit den Reminiszenzen an das Blut des armen Capet und einiger Untertanen auf Späßchen deutet, die im heiligen Rußland keinen lachen lassen . . .

Man liebt hier die Tollheit auf den Bällen. Lustig sind die Gesindebälle, emphatisch die Märchenfeste und Blumenspiele, doch die Tollheit dünkt uns häufiger. Man muß nur an den Theaterball denken, den lecken Ball der „bösen Buben", die nun schon Jahr um Jahr im Knabenanzug die Mädchen in den kurzen Kleidchen zu übermütigen Cancanaden führen. Oft schlagen Rutschbahnulk und Babyscherz in minder kindliche Derbheit um. „Ein Karussell, eine Schießbude sind da. Und dann ein höchst merkwürdiges Unternehmen — ich möchte es „Erziehung zur Unhöflichkeit" nennen. Man denke sich ein Haus, aus dessen sechs Fenstern Herren und Damen in Lebensgröße herausschauen. Und man tritt vor das Gebäude, bewaffnet sich mit einem handlichen Balle und wirft den vergnügten Herrschaften die Hüte vom Kopfe. Wenn man trifft, bekommt man noch einen Preis. Ich finde das schauderhaft roh." . . . Findet der Zeitungschroniqueur. Ich finde auch. Aber man soll keinem die Geschäfte, soll keinem das Vergnügen stören. Und den beiden „bösen Buben", Herrn Meinhard und Herrn Bernauer, die jetzt gar Theaterdirektoren wurden, ist's mit all diesen Bällen sicherlich nicht Geschäft, ist's nur Vergnügen für die andern; man zahlt die „Bösen-Buben-Gelüste" mit einem Goldstück pro Kopf . . .

Man tanzt, man tanzt. Und die vornehmen Damen in Berlin W., die stets voll Würde und Gesittung sind, auch wenn sie nicht auf den Redouten glänzen, ersetzen die Keckheit, die man schwer verschmerzt, durch einen Aufwand der Gefühle: sie legen die Seele in die Beine. Sie werden Aesthetiker und geben in den vielumworbenen Salons Kostümfeste und Maskeraden, von denen man spricht. Am Abend tanzen dann die Kommerzienräte, die mittags über Diskont beraten, tanzen die Re-

SLUB
Wir führen Wissen.